

Hanneli schliesst Frieden

Autor(en): **J.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 44

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

de Valdés-Salas im Jahre 1565 gegründet, und im Jahre 1608 eingeweihte Universität für Philosophie, der vor Jahren eine Fakultät für Chemie angegliedert wurde.

Während des Aufstandes im Oktober 1934 brannten die Marxisten die Universität mit einer nicht zu ersehenden, kostbaren Bibliothek nieder. Vor der Nationalen Bewegung stand die Universität stille und vor der Vollendung wieder da, leitete dann aber, wie alle Bauten, unter der Bombardierung. Die Arbeiten wurden neuerdings aufgenommen und es ist beabsichtigt diesen Winter mit beschränkter Zahl die Vorlesungen zu beginnen.

Im weitem besitzt die Stadt mehrere Klöster und Kirchen, die zu den Nationalen Monumenten zählen, alle aus dem frühen Mittelalter stammend.

Für Stierkämpfe hat das asturianische Volk nicht die Vorliebe wie ihre Brüder im Süden. Der Stierkampfsplatz ist bereits vor einigen Jahren zum Teil ausgebrannt und blieb so. So verblieb nur noch die Arena von Gijón, wo jährlich zwei große Kämpfe abgehalten wurden. Seit der Nationalen Bewegung trat dieser Sport in den Hintergrund, und es wurden meines Wissens nur vereinzelte Stierkämpfe in andern Gegenden zu wohlthätigen Zwecken abgehalten.

Dagegen hatte Oviedo einen schönen Fußballplatz, der heute auch ohne Bestuhlung und Tribüne dasteht, entblößt von allem Holz, das die Roten zum Ausbau ihrer Schützengräben dicht daran verwendeten. Der F. C. Oviedo zählte zu den Besten der Nationalliga, mit dem Internationalen Langara. Wie ich erfuhr, ist dieser Spieler in Bilbao von der Revolution überbracht worden und soll nun im Begriffe sein, auf Umwegen nach hier zu kommen.

Im Stadtzentrum besteht ein schöner Park mit Anlagen und Springbrunnen. Ferner ein Versammlungsplatz mit Musikpavillon, wo früher die Stadtmusik und diesen Sommer eine Militärkapelle am Sonntag konzertierte. Dieser Park ist der Tummelplatz für die Kinder, und hat leider auch viel von seinem schönen Baumbestand eingebüßt.

Das Theater verbrannte auch wie die Universität in der Oktoberrevolution von 1934. Heute sorgen zwei Kinos für ein wenig Abwechslung, wenn auch nicht immer mit den neuesten Filmen. Das Sinfonieorchester, das früher mit sehr guten Programmen während des Winters auftrat, ist vorläufig noch nicht neu zusammengestellt.

Ausländer waren in Oviedo verhältnismäßig wenige anfähig. Die meisten ließen sich in dem industriereichen Gijón nieder, mit dem weiteren Vorzug des Meerhafens für die Handelstreibenden. Neben einigen Deutschen, waren wir hier vor Ausbruch der Nationalen Bewegung 4 Schweizer und 1 Schweize-

rin, nämlich meine Frau. Mit einem der genannten Landsleute hatten wir keinen näheren Verkehr, aus dem einfachen Grunde, weil es sich um einen Sonderling handelte. Ferner soll hier eine Familie Stampa schweizerischen Ursprungs sein. Da sie sich jedoch nie um die anwesenden Landsleute kümmerte, nehme ich an, sie zähle sich nicht zu uns, und zähle sie auch nicht mit.

Bei diesen länger werdenden Abenden gedenken meine Frau und ich oft der gemüthlichen Stunden in unserem Heim, im Kreise der beiden Junggesellen Paul Kappeler aus Mellingen und Josef Schmidig aus Unteribach. Ueber allen „Kantönlicheit“ hinweg bewährte sich immer Gottfried Kellers Geist: „Als ich fern Dir war — —“

Unser Freund, Paul Kappeler, wird wohl noch keine Lust haben zurückzukommen, es sei denn, daß ihn die Publicitas, deren Bureau er hier leitete, später zurück berufe. Als er anfangs Juli 1936 von den Ferien zurück kam, ahnte er nicht, daß drei nervenaufreibende Monate ihn hier erwarten, bis er sich mit den übrigen Auslandskolonien und seinen zwei verbleibenden Landsleuten über Portugal in die Heimat retten konnte.

Auch unserem Freunde Josef Schmidig möchte ich bei dieser Gelegenheit noch gedenken, und zwar anlässlich der Schretkenstage der Oktoberrevolution im Jahre 1934.

Als Landwirt war er zur Betreuung des zum großen Teil rassenreinen Schwanzviehs auf dem Gutsbetriebe der Regierung am Nordeingang von Oviedo tätig, mit einheimischen Gehilfen. Als damals die Lage ernst wurde, machten sich die andern aus dem Staube. Allein blieb er, als treuer und pflichtbewußter Eidgenosse, und sorgte für das Vieh. Er hielt auch durch, bis die damals eingesezten Fremdenlegionäre eintrafen, zur Herstellung der Ruhe und Ordnung. Einzig unterließ er es in der Aufregung, ein weißes Tuch zu hissen. Nachdem in der Nähe aus dem Hinterhalt noch Schüsse fielen, wurde er mitverdächtigt und gemeinsam mit zwei andern in eine Grube befördert, die Gewehre einiger Marokkaner schußbereit auf sich gerichtet, um den Sünder zu einem Geständnis zu zwingen. Im letzten Augenblick war es unserem Freunde möglich sich mit dem Offizier zu verständigen, der ihn daraufhin mit dem berechtigten Vorwurf der Unvorsichtigkeit, in solchen Momenten ohne Paß und ohne Erkennungszeichen zu erscheinen, aus seinem Folterloch entließ, nicht ohne eine gewisse Genugthuung dieser glücklichen Lösung im letzten Moment, während der inzwischen ermittelte Schuldige abgeführt wurde. „Meiner Lebtage werde ich diesen Moment nicht vergessen“, schloß Josef seine Worte, als er uns die Kunde seiner Erlebnisse brachte, und wir freuten uns gegenseitig, daß nicht schlimmeres passierte, und wir wieder gelegentlich bei einer Flasche Bier einen Schieber schmettern konnten.

Hanneli schliesst Frieden

Von J. H. Peter

Bier Jahre war Hanneli alt, als ihre Mutter starb. Ihr Vater gab sie zu Verwandten aufs Land. Er arbeitete die ganze Woche in der Fabrik, vom frühen Morgen bis zum späten Abend und dann war er viel zu müde, um sich um sein Kind, das er von Herzen liebte, zu kümmern.

Ein Jahr später heiratete er wieder, mehr des Kindes wegen als sich zu liebe. Seine zweite Frau war ordentlich und rechtschaffen, verstand sich auf Hauswirtschaft und Kinderpflege und ihr konnte Hanneli ruhig anvertraut werden. Die Frau hatte das Kind bald lieb gewonnen und nahm sich vor, dem verwaissten Mädchen eine gute, liebevolle Mutter zu werden.

Hanneli war kein dummes Kind. Es sah und hörte alles recht gut und wußte ganz genau, daß ihre Mutti nicht mehr zurückkommen würde. Bei ihren Verwandten hatte man oft davon gesprochen, daß Hanneli nun ein verwaisstes Kind sei und

daß auch eine Stiefmutter nie eine richtige Mutter ersetzen könnte. Hanneli hatte gut achtgegeben, was man über ihre Stiefmutter gesagt hatte und in ihrer Phantasie erschien die Stiefmutter als etwas Feindseliges, Fremdes, Verhaßtes.

Als Hanneli wieder heimgekommen war, begann sie nach ihrer wirklichen Mutter zu rufen und zu weinen und nichts in der Welt konnte sie dazu bringen, die zweite Frau ihres Vaters Mutter zu nennen. Die Frau war verzweifelt: „Sie will mich nicht gerne haben, sie wird mich nie mögen. Sie läßt sich weder waschen noch kämmen, sie sieht mich nicht einmal mit offenen Augen an. Mein Gott, ihr Vater wird glauben, ich bin nicht lieb genug zu seinem Kind.“

Sie gab ihre Bemühungen nicht auf, sondern nahm sich vor, das Kind von Neuem für sich zu gewinnen und allen Zweifel aus seinem kleinen Herzen zu bannen. Aber oft und oft

mußte sie mit sich selber zu Räte gehen, ob sie denn nicht eben eine Stiefmutter sei und nie eine richtige Mutter werden könnte. Ob sie denn jemals so gut, so zutraulich, so lieb sein könnte, wie eben eine richtige Mutter. Und in dem Bestreben, möglichst lieb zu werden, kam sie Hanneli mit übertriebener Herzlichkeit entgegen. Damit aber erreichte sie nur das Gegenteil. Hanneli wurde von Tag zu Tag frecher. Das Kind wurde schließlich so unausstehlich, daß man es kaum noch ertragen konnte.

Eine gespannte, gereizte Stimmung nahm Platz. Eines Tages sagte die Frau: „Hanneli, geh zum Bäcker und hole ein Kilogramm Brot.“ Aber Hanneli rührte sich nicht. Sie hörte nicht. Sie tat, als ob der Befehl nicht ihr gegolten hätte. Die Stiefmutter bat: „Hanneli, so geh doch zum Bäcker um ein Kilogramm Brot.“ Diesmal sagte sie es mit flehender Stimme. Aber Hanneli rührte sich nicht. In ihren Augen erschien ein frecher, hochmütiger Zug, der sagen wollte: Du bist nicht meine wirkliche Mutter, ich gehorche Dir nicht.

Der Frau riß die Geduld. „Hanneli, du gehst, oder . . . und schon klatschte es Schläge. Es schmerzte kaum, aber Hanneli schrie, was sie nur konnte. Die Leute blieben auf der Straße stehen, die Fenster der anderen Wohnungen wurden geöffnet und Neugierige schüttelten ihre Köpfe.

Das war also die Stiefmutter, so wird sie nun immer sein. Angst und Demütigung nagten an Hannelis Herz. Als sie genug gebrüllt hatte, begann sie leise zu weinen, einer Ecke der Küche zugekehrt, um nichts mehr zu sehen von der bösen Welt dort draußen.

Es wurde still. Hanneli hörte, wie sich die Stiefmutter in der Küche zu schaffen machte. Ein Streichholz wurde angezündet, die Gasflamme flammte auf, Kaffeegeruch drang bis in die Ecke, wo Hanneli, das Gesicht zur Wand zugekehrt, ruhig verharrte. Es war vier Uhr. Hunger begann sich in Hannelis Ma-

gen zu rühren. Aber heute wird es wohl nichts werden mit Kaffee und Kuchen. Hanneli blieb ruhig in der Ecke stehen, mit gespannter Aufmerksamkeit alle Bewegungen der Stiefmutter erratend.

Blötzlich erschien ein Konfitürentuchen vor ihrer Nase: „Da Hanneli, ist dein Kuchen.“ Hanneli wußte nicht, was tun. Berührender sah eine halbe Ananas aus der Konfitüre. Rasch entschlossen nahm sie den Kuchen aus der Hand ihrer Stiefmutter, betrachtete ihn eine kurze Weile und biß dann kräftig hinein, gerade noch kräftig genug, um die halbe Ananas mit in den Mund zu bekommen. Das schmeckte. „Hanneli, komm zu Tisch, trink deinen Kaffee.“ Es war nicht gerade angenehm, seinen Kuchen in einer Ecke zu verzehren. Hanneli drehte sich um, sah ihrer Stiefmutter zaghaft in die Augen, dann lächelte sie ihr ein wenig zu und setzte sich mit einer Miene zu Tisch, als ob sie bereit wäre, Waffenstillstand zu schließen. Das stimmte, die Stiefmutter hatte sie geschlagen, dachte Hanneli, aber dann hatte sie ihr dennoch den Kuchen zurecht gemacht, den Kaffee und Konfitürentuchen mit der halben Ananas oben auf, wie eine richtige Mutter.

Die Frau kam zu Tisch. „Schmeckts?“ — „Oh ja!“ Hanneli sprang auf, setzte sich auf den Schoß ihrer Stiefmutter und reichte ihr das letzte Stückchen Kuchen als Kostprobe. Da aber das Stückchen eben nur ein Stückchen war und sehr klein, blieb die Hälfte der Konfitüre auf Hannelis Finger, während die Mutter den halbtrockenen Kuchen bekam. Gerne reichte ihr Hanneli noch den mit Konfitüre beschmierten Finger hin, der zur Hälfte von ihrer Stiefmutter, zur Hälfte von ihr selbst abgeleckt wurde, worüber beide herzlich lachen mußten, zumal ein voller Konfitürentopf auf dem Küchentisch stand. Hanneli hatte den Waffenstillstandsvertrag zerrissen und ewigen Frieden geschlossen.

Die Jakobi-Aepfel

Ein Dorfgeschichtlein von Gottfried Feuz

Auf eine Woche strahlenden Spätherbstglanzes war ein bleigrauer, nebelreicher Novembertag gefolgt. Man mußte schon am frühen Nachmittag die Petrolampe anzünden. Wir — unser sechs oder sieben Buben — hantierten beim Berger Adolf in seines Vaters Dachdeckerwerkstätte, und halfen ihm beim „Schindelmachen“. Ohne daß wir sagen konnten, wie es gekommen war, begann das „Hellerliispiel“. Zu uns Knaben waren noch die Steinemann Berta und die Büchi Elise in die vom trüben Lampenlicht sparsam erleuchtete Butik gekommen. Auf den Tannentlözen saßen wir alle in einer Reihe beisammen. Der Balmer Willy hielt seine harzbesleckten Kinderhändchen muschelförmig der Elise hin, und diese legte ihm ein Kieselsteinchen hinein, der das Hellerli darstellte, und sie sprach im lustigen Sing-Sang die Worte:

„So, da heßt es Hellerli,
Chouf drus was d'witt,
Weder wiß und schwarz nid,
Weder Ma und Frau nid,
Weder blau und rot nid,
Weder chrumm und grad nid,
Weder ja und nei nid.“

Dieses Sprüchlein wurde jedem Spielteilnehmer von Elise einzeln vorgesprochen und ihm das Hellerli in die offene Handmuschel gelegt. Als dies geschehen war, frug Elise den Willy: „Was hast du aus deinem Hellerli gekauft?“

„Einen Rosenstock!“

Wir kicherten leise.

„Bei wem hast du ihn gekauft?“

„Beim Better Jakob!“

„Welche Farbe hat die Rose?“

„Hä — gelb!“

„Gelbe Rosen?“ entgegnete Elise mißtrauisch. „Kann ja sein!“

„Teerosen, gelt Willy?“

Er nickte leise mit seinem Wuschelkopf.

„Wer ist denn der Better Jakob?“

„Min Götti“, antwortete schlagfertig der Befragte.

„Aber er ist doch ein Mann?“

„Allwäg!“ kicherte mit lustig blizenden Neuglein der Examinierte.

„Ist der Rosenstock trumm oder gerade?“

„Er ist schlant!“ sprudelte es von den erdbeerrotten Knabenlippen.

„Brav hast du auf meine Fragen geantwortet“, lobte ihn die Elise, und fragte den Heinrich Berger: „Was hast du aus deinem Hellerli gekauft?“

„Eine Schiefertafel.“

„Welche Farbe hat die Tafel?“

„Hä — schwarz!“ sprach keck der Heinrich.

Ein helljauchzendes Gelächter durchsonnte die stark nach Harz und Tanne duftende Werkstatt. Heinrich gab Elise das verlangte Pfand: ein Saemesserchen.

So wurden alle der Reihe nach examiniert. Vier der Befragten legten Elise Pfänder in ihr rotgestreiftes Baumwollschürzchen; darunter auch der Weidmann Karl, ein aufgeweckter, intelligenter Sekundarschüler, der aber Elises geschicktem Fragepiel doch ins Garn gelaufen war.

Beim Pfänderauslösen mußte Heinrich dem Berteli Steinemann einen Kuß geben, was sich das anfangs widerstrebende Mädchen schließlich doch mit zugebrückten Neuglein gefallen ließ.

„Aeh — psui!“ kam's von ihren Lippen, und mit dem Nasentuch wischte sich Berteli die sich leise rötenden Backlein ab.

Der Spiller Felix erhielt sein Pfand erst dadurch zurück, nachdem er beim Nachbarn, dem Metzger Häderli, zweimal kräftig an der Ladenglocke gezogen hatte, um dann mit Windes-